

Privater Haushalt und ökonomische Theorie

Die gegenwärtige Diskussion zum Thema Wachstum und Wohlergehen verdankt ihre Dynamik der Erkenntnis, dass die industrielle Lebens- und Wirtschaftsweise an ihre Grenzen stößt. Gemeinhin werden diese Grenzen der Knappheit materieller Ressourcen zugeordnet. Andererseits erhebt sich die Frage, in welcher Weise industrielles, d.h. vor allem der Güterproduktion gewidmetes Wirtschaften vereinbar ist mit Bedürfnissen, die mit Kaufgütern nicht abgedeckt werden können.

Ökonomen sind überzeugt, dass sich der Begriff ‚Wirtschaften‘ stets auf marktfähige Erzeugnisse bezieht. Entgegen einer landläufigen Meinung verbleibt auch das ökologische Wirtschaftsverständnis im engen Bezugsrahmen des ökonomischen Horizonts. Ungeachtet eines Anspruchs, Soziales und Gerechtigkeit mitzudenken, machen Ökologen wie Ökonomen vor den Toren der Lebenswelt Halt. Was sich unter lebendigen Menschen ereignet, mag im konkreten Alltag wirtschaftliche Bedeutung haben, im Denkgebäude des Ökonomischen hat es keinen Platz.

Angesichts weltweiter Krisen des Sozialen muss sich ökonomische Theoriebildung fragen lassen, ob die Beschränkung des Wirtschaftens auf die Nutzung (marktfähiger) materieller Ressourcen noch dem Anspruch genügen kann, politisches Handeln mit adäquaten Perspektiven auszustatten. Ansätze für den Übergang in ein Zeitalter, das Wohlergehen nicht länger gleichsetzt mit materiellem Wohlstand, erfordern den häuslicheren Umgang mit materiellen **und** sozialen Ressourcen auch außerhalb der Gütermärkte.

Die ökonomischen/ökologischen Sichtweisen der Gegenwart wurzeln in der Vorgeschichte industrieller Entwicklung. Als Adam Smith vor annähernd 250 Jahren den homo oeconomicus erschuf, hatte er ein autonomes männliches Individuum vor Augen, dessen Handeln exklusiv auf die Mehrung seines individuellen Wohlstands ausgerichtet war. Smith ging davon aus, dass das rückhaltlose Streben nach wirtschaftlichem Erfolg das Gemeinwohl fördere, da durch Spezialisierung, Arbeitsteilung und funktionierende Märkte der Arbeitsertrag eines Jeden wachse.

Seine Thesen spiegeln die Überzeugung der Aufklärung, dass sich die Welt rational erklären und mit technischen Mitteln gestalten lasse. Es lag ihm fern, rücksichtslose Bereicherung oder gar Profitmaximierung zu propagieren. Das Einkommen der Arbeitenden und der Preis der Güter verkörperten ein Verhältnis von Aufwand und Ertrag, das sich als Leistung und Gegenleistung, d.h. als Tausch von Äquivalenten verstehen ließ.

Zu Dienstleistungen, die nicht der Administration des Güterkreislaufs dienten, hatte Smith ein ambivalentes Verhältnis. Zwar stellte er nicht in Abrede, dass man Juristen, Lehrer, Ärzte, Pfarrer und vielleicht sogar Künstler und Schauspieler brauchte, doch ihre Tätigkeiten sperrten sich gegen den Vergleich mit produktiver Arbeit. Er erfand die Kategorie ‚unproduktiv‘ und markierte damit als systemfremd, was im Universum der Äquivalente kein tauschfähiges Produkt hervorbrachte.

Besonders sperrig war für ihn die Arbeit von Dienstboten, die ausschließlich dazu da waren, das private Wohlbefinden ihrer Herrschaft zu befördern. Smith, dessen Menschenbild durchaus vereinbar war mit einem Mehr an sozialer Gleichheit, hielt die Beschäftigung

häuslicher Dienstleister für unzutraglich. Ihr Lohn verbrauchte Ressourcen, die nach seiner Meinung besser dem Kapitalstock zugeführt würden, um die Güterproduktion zu intensivieren und den allgemeinen Wohlstand zu steigern.

Mit solchen Argumenten markiert der Gründervater der industriellen Wirtschaftsweise nicht nur die Grenzen seines Ökonomiemodells, sondern auch dessen Bewegungsgesetze. Die Bezahlung von unproduktiven Dienstleistungen hat den Charakter von Kosten, denen kein Ertrag gegenübersteht. Ähnliches gilt für die Unterhaltssicherung unbezahlter Arbeitender. Das Ziel der Stärkung produktiver, der Schaffung von Reichtum gewidmeter Arbeit gebietet aus sich selbst heraus, die Aufwendungen für nicht produktive Arbeit möglichst gering zu halten.

Nach fast einem Vierteljahrtausend ist die Zeit gekommen, den engen Markt- und Güterbezug des industriewirtschaftlichen Konzepts auf den Prüfstand zu stellen. Ein Wohlstandsmodell, das dem Gemeinwohl dienen soll, muss sich öffnen für eine Vielfalt von Dienstleistungen, auch wenn diese das Wachstum der Güterproduktion nicht fördern, sondern Erträge in das Wohlergehen lebendiger Menschen investieren. Grundbedingung für den Wandel ist die Analyse dessen, was als Interesse der Allgemeinheit zu verstehen ist.

„Menschliches Gedeihen“ als neuer Bezugspunkt

Vom Grundeinkommen bis zur Ökodiktatur werben derzeit zahlreiche Konzepte um Aufmerksamkeit für Wege in eine bessere Zukunft. Manche Ideen wecken Erinnerungen an vergangene Zeiten, andere zielen vor allem auf das Krisenmanagement in einer Gegenwart, die für den erforderlichen Wandel keine Vorbilder besitzt. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie die Lebenslagen von konkreten Menschen, insbesondere von Frauen (und ihren Kindern) aus der Betrachtung ausklammern.

Frauen (und Männer), die sich die Sichtweisen feministischer Ökonomie zu Eigen gemacht haben, betreten das ökonomische Denkgebäude durch die Hintertür. Sie fragen nach dem Wohlergehen der Familie, die im industriewirtschaftlichen Modell dem Haushalt eines männlichen Ernährers zugeordnet ist. Für subjektives Wohlergehen und Lebenszufriedenheit braucht es neben materieller Grundausstattung vor allem soziale Interaktion. In diesem Rahmen ist die von Frauen geleistete Versorgungsarbeit von entscheidender Bedeutung.

Als Grundbaustein der ökonomischen Theoriebildung und kleinste Wirtschaftseinheit birgt der industrielle Ernährerhaushalt eine Vielzahl von Informationen, die bisher kaum entschlüsselt sind. Idealtypisch besteht er aus einem Mann und seiner (Haus)Frau neben weiteren Personen, die ‚arbeitsteilig‘ versorgt werden. Obwohl das Geschlechterverhältnis konstitutiv ist sowohl für Bedarfe und Leistungen der Haushaltsgemeinschaft als auch für das Design moderner Wohlfahrtsstaaten, blieb *der (private) Haushalt* als Quelle ökonomischer Analyse bisher weitestgehend ungenutzt.

Wie aus einer unterirdischen Wasserader zogen makroökonomische Theorien zu allen Zeiten ihr Lebenselixier aus der Verengung des Wirtschaftsverständnisses auf die Herstellung und den Verkauf materieller Güter. Zwar bietet das ökonomische Glossar immer noch Stichworte wie z.B. Konsum, Gebrauchswert oder Verteilung, doch Auskünfte über deren Bedeutung sind rar. Das Terrain hinter der Marktgrenze schwimmt im menschlichen Umfeld dessen, was in der Fachsprache als Sozialprodukt in Erscheinung tritt.

Immer wieder hat es (vorwiegend weibliche) Stimmen gegeben, die mit der Kategorie der Reproduktion die ausgeblendete, aber für Lebensqualität und Wohlergehen überaus wichtige

Dimension des Privaten in die Sphäre des Ökonomischen zurück holen wollten. Sie erinnerten an den Oikos der Antike und daran, dass Begriffe wie Ökonomie und Ökologie geprägt sind von der häuslichen Wirtschaftsgemeinschaft als Lebensraum der Generationen. Auch heute noch sind Leben und Wirtschaften in vielen weniger entwickelten und deshalb (einkommens)ärmeren Gegenden weniger getrennt als in den Marktgesellschaften der Industrieländer. Dies muss nicht bedeuten, dass die Bevölkerung mit ihren Lebensbedingungen weniger zufrieden ist.

Doch der ‚Fortschritt‘ duldet keinen Stillstand. Unweigerlich bringt die exponentielle Beschleunigung industrieller Produktion die Arbeitserträge lebensnaher Tätigkeiten – z.B. in der Landwirtschaft, aber auch im handwerklich strukturierten konsumnahen Kleingewerbe – ins Hintertreffen. Sie leiden an der sog. Kostenkrankheit, d.h. sie sind im Verhältnis zu Industriegütern zu teuer. Erst recht geraten haushalts- und personennahe Dienstleistungen in Bedrängnis. Sie brauchen zumindest Bestandsschutz, wenn sie nicht der grassierenden Ökonomisierung zum Opfer fallen sollen.

Der vage Begriff der Reproduktion gewährt ihnen keinen Schonraum. Ganz im Gegenteil bestätigt er insgeheim die Hegemonie materieller, auf Wachstum zielender Produktion. Dagegen verspricht die Analyse des industriewirtschaftlichen Grundbausteins Erkenntnisse, aus denen sich weiterführende Strategien entwickeln lassen. Eine der Kernthesen feministischer Ökonomie geht davon aus, dass es allen gut geht, wenn es Frauen und Kindern gut geht. Diese Überzeugung steht im Einklang mit einem internationalen Diskurs, der mit dem Begriff *Well-Being* (‚Menschliches Gedeihen‘) nach Ansätzen sucht, die das Wirtschaftsgeschehen in eine sozial- und naturverträgliche Richtung lenken können.

Ein anderer Blick auf Arbeit und Arbeitsteilung

Es war der *Oikonomos*, d.h. der Herr des Hauswesens, der in der griechischen Polis für die Belange des *Oikos* Verantwortung trug. Den Frauen traute man die eigenständige Führung des Hauses nicht zu. Sie schienen dazu geboren, sich neben dem Gesinde im Hause nützlich zu machen. Diese Sicht erschien den Gründungsvätern der Nationalökonomie durchaus plausibel, war sie doch dem Frauenbild der Aufklärung nicht fremd. Smith plädierte dafür, die Erziehung der Mädchen nicht mit Unnutzern zu beladen, sondern sie auf die Aufgaben als Hausfrau und Mutter auszurichten. Dagegen betrachtete er Bildung und Ausbildung der Wirtschaftsbürger als Investition in deren Humankapital, das er auf dem Konto des Volksvermögens ins Haben buchte.

Es ist geradezu verblüffend, in welcher Weise sich die überkommene Sicht auf das Geschlechterverhältnis in den Theorien der Fachdisziplin, aber auch in der Entwicklung der (Arbeits)märkte niedergeschlagen hat. Produktive, technisch rationalisierbare Arbeit ist bis heute das Arbeitsfeld der Männer, während Frauen überall dort in der Überzahl sind, wo Menschen versorgt, Kinder betreut, Kranke gepflegt werden. Ungeachtet aller Bekenntnisse, solche Tätigkeiten endlich gebührend wertschätzen zu wollen, war und ist die Bezahlung für personennahe Dienstleistungen ökonomisch randständig und für die Arbeitenden prekär.

Angesichts der sozialen Schäden der späten Industriegesellschaft ist das Fehlen *unbezahlter* Versorgungsarbeit auf dem Konto des Wirtschaftens nicht länger hinnehmbar. In ökonomischer Perspektive gelten die kostenlosen Dienste im Haushaltsinneren nicht als Arbeitsaufwand der (Familien)Frau, sondern als Unterhaltsaufwand des Haushaltsvorstands. Ebenso absurd ist die unter Ökonomen übliche Metamorphose von Kindern zu Konsumgütern. Auch wenn die Aufzucht der Nachkommen teuer ist und die Kaufkraft des

Haushalts schmälert, war ihre Einpassung in das industrielle Wirtschaftskonzept schon immer ambivalent. Sie vermittelt den Eindruck, auch Leben ließe sich kaufen.

Solche Ungereimtheiten spiegeln die Überzeugung, ein Mann als Ernährer und Familienoberhaupt könne für sich und die Seinen Gesamtverantwortung übernehmen. Seine Allzuständigkeit basiert auf hierarchischen Strukturen im Haushaltsinneren und der Abwertung der Frauen und ihrer Arbeit. Andererseits kommt die Befreiung der Männer von Familienpflichten im Interesse produktiver Arbeit nicht nur ihnen selbst, sondern auch dem Sozialprodukt zugute. Ein beträchtlicher Teil industriewirtschaftlicher Effizienz ist der Möglichkeit geschuldet, die Kosten für lebensnahe Tätigkeiten in den patriarchalen Haushalt abzuwälzen.

Die Modernisierung des verengten Verständnisses von Haushalt und Familie im ökonomischen Gefüge moderner Gesellschaften ist spätestens seit der rechtlichen Gleichstellung von Frauen und Männern überfällig. In der Realität blieb es dagegen häufig Sache der Frauen, für sich und ihre Kinder Lebenschancen zu erschließen, die den bestehenden Rahmen projektartig mit neuen Inhalten füllen. Die feministisch-ökonomische Debatte hat die Aufgabe, an der Umgestaltung von Denkweisen und Strukturen mitzuwirken, die der Lebensrealität des 21. Jahrhundert nicht mehr gerecht werden.

In aller Deutlichkeit zeigt die Wirtschafts- und Sozialstatistik, dass das Design des ökonomischen Theoriegebäudes revisionsbedürftig ist. Es fehlen die Kategorien für das, was neben einem ausreichenden Einkommen wichtig ist für ‚menschliches Gedeihen‘. Hier schlägt sich nieder, dass ökonomische Informationen zwar Aussagen enthalten zum ökonomischen Status des Haushaltsvorstands, nicht aber zu wirtschaftlichen und sozialen Ressourcen der Haushaltsmitglieder. Gänzlich unberücksichtigt bleibt die Bedeutung von Versorgungsleistungen im Haushaltsinneren für das Wohlergehen der Generationen.

Zwar signalisieren Begriffe wie ‚pro Kopf‘ oder ‚pro Einwohner‘, dass sich Informationen über den Wirtschaftsprozess auf Individuen beziehen. Doch es wäre falsch zu glauben, dabei handle es sich um konkrete Menschen. Der ‚Einwohner‘ fungiert als Platzhalter für Mitglieder eines Haushalts und ihrer Teilhabe am gemeinsam erwirtschafteten Einkommen. Nur der Haushaltsvorstand besitzt den Status des Vollverbrauchers, alle anderen – Erwachsene und Kinder – werden nach einem OECD-weit verwendeten Schlüssel mit Anteilen bedacht. Der Vergleich mit der Realität von Ernährereinkommen und abgeleiteten Unterhaltsansprüchen liegt auf der Hand.

Ausblick

Ökonomen in der Nachfolge von Adam Smith haben nie bezweifelt, dass ihre Theoreme universelle Gültigkeit besitzen und Männern und Frauen in gleicher Weise Nutzen bringen. Auch Ökologen sind überzeugt, Unterschiede zwischen den Geschlechtern seien zu vernachlässigen. Beide Gruppen verkennen, dass nicht nur die Strukturen, sondern auch die politischen Optionen des Industriezeitalters einer Haushaltsform entspringen, die längst überholt ist. Politisches Handeln im 21. Jahrhundert braucht eine andere Basis- und Bezugsgröße als den patriarchal geprägten Ernährerhaushalt der industriellen Frühzeit.

Im Sinne nachholender Aufklärung gilt es, das güterwirtschaftliche Paradigma industriellen Wirtschaftens aufzubrechen und das ökonomische Denkgebäude im Sinne von ‚Well-Being‘ und sozialer Nachhaltigkeit aufzuschließen für die Bedürfnisse lebendiger Menschen.